

Leben in ver-rückten Zeiten – eine Herausforderung auch für Christ*innen¹

von

CHRISTIAN GRETHLEIN

Zeit ist gegenwärtig ein zentrales Thema: Dies markiert der Stoßseufzer »Ich habe keine Zeit« ebenso wie das Bemühen um Beschleunigung in verschiedenster Hinsicht. Selbst Fahrräder werden zunehmend mit Elektromotoren ausgerüstet. Verabredungen werden nach der Uhrzeit getroffen und wichtige Übergänge im Leben wie die Verrentung beziehen sich auf die Lebenszeit.

Ist also »Zeit« stets im Alltag präsent, so befassen sich seit langem Philosophen und Physiker mit der Frage, was denn diese überhaupt ist. Als Ergebnis ihrer Bemühungen konstatiert Harald Lesch: »Zeit ist das ganz große Rätsel des Universums.«² Existentieller Hintergrund dieser Reflexionen dürfte sein, dass jeder Mensch um die Endlichkeit, also zeitliche Begrenztheit seines Lebens weiß.

Von daher ist es nicht verwunderlich, dass lange Zeit religiöse Vorstellungen den Umgang mit Zeit bestimmten. Schon sprachlich zeigt sich dies: »das lateinische tempus kommt von demselben Stammwort wie templum und *temenos* (von *temnein*, schneiden). Die heilige Zeit ist die »Stelle, wo der Einschnitt erfolgt«, die Kerbe, der außerordentliche, der entscheidende, gefährliche Augenblick.«³ Dementsprechend waren Priester für die Zeiteinteilung verantwortlich.⁴ Noch heute sind zumindest im europäisch-amerikanischen Kulturraum grundsätzliche Zeiteinteilungen christlich geprägt: die Zeit wird in »vor« und »nach Christus« gegliedert; Erinnerungen an für Christ*innen wichtige Ereignisse strukturieren bis heute das Jahr, vor allem das Weihnachts- und das Osterfest; der Sonntag ist ein besonderer Tag in der Woche.

Zugleich zeigt ein Blick in andere Kulturen, dass es auch andere, ebenfalls religiös geprägte Zeiteinteilungen gibt, etwa in islamisch geprägten Ländern.⁵

¹ Diese Überlegungen sind in großer Dankbarkeit Beate Hannig-Grethlein zur Vollendung ihres 70. Lebensjahres gewidmet.

² H. LESCH / K. GEISSLER / J. GEISSLER, Alles eine Frage der Zeit. Warum die »Zeit ist Geld«-Logik Mensch und Natur teuer zu stehen kommt, 2021, 66.

³ F. HEILER, Erscheinungsformen und Wesen der Religion, ²1979, 150 (im Original stehen die griechischen Worte in griechischen Schriftzeichen).

⁴ Vgl. N. ELIAS, Über die Zeit. Arbeiten zur Wissenssoziologie II, (1988) ⁴1992, 20.

⁵ Vgl. zum Folgenden A. SCHIMMEL, Die Religion des Islam. Eine Einführung, 1990, 18. 33f. 37f.

Hier markiert der Auszug Mohammeds aus Mekka, die sog. Hidschra, die Zeitenwende; der Fastenmonat Ramadan mit dem anschließenden Zuckerfest strukturiert das kalendarisch am Mond orientierte Jahr; der Freitag ist der herausgehobene Tag, an dem eine entsprechende Versammlung der Gläubigen stattfindet.

Hinter dieser Unterschiedlichkeit steht, dass wir Menschen uns mit den Sinnen – Gesichts-, Geruchs-, Gehör-, Geschmacks- und Tastsinn – zwar Wirklichkeit differenziert erschließen können. Es fehlt aber dem Menschen ein eigener Zeitsinn. »Er kann die Zeit nicht, wie das mit dem Raum möglich ist, auf direktem Wege wahrnehmen. Er kann es nur indirekt, über Zeichen und Symbole, unter anderem über die Zeichen der Uhr.«⁶

Sieht man genauer hin, so ist bereits die Verwendung von »Zeit« im Singular problematisch. Ingolf Dalferth konstatiert:

»Zeit gibt es nur im Plural – als Pluralität keineswegs zwangsläufig homogener Zeiten, und als Vielfalt verschiedener komplexer Zeitbegriffe von der formalen Ordnungsstruktur des realen Früher und Später von Ereignissen [...] über die Zeitlichkeit als Grundbefindlichkeit menschlichen Daseins und über Orientierungsbegriffe menschlichen Handelns wie Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bis hin zu spezifisch gefüllten Begriffen wie ›Festzeit‹, ›Hochzeit‹ oder ›Mahlzeit‹.«⁷

Neben solchen, das Nachdenken von Menschen seit Langem beschäftigenden Fragen und Einsichten gewinnt der Umgang mit der Zeit in den letzten Jahrzehnten dramatische Brisanz. Denn die unübersichtbaren ökologischen Probleme hängen eng mit dem – ver-rückten – Zeitverständnis zusammen. Sie sind nämlich wesentlich darin begründet, dass ein einseitig lineares Zeitverständnis aus ökonomischen Gründen die oft sehr langsamen Rhythmen der Natur nicht nur überlagert, sondern sogar zerstört. So werden natürliche Ressourcen, die wie Erdöl und -gas in Jahrmillionen entstanden, binnen weniger Jahrzehnte verbraucht. Knapp und provokant formuliert:

»Betrachtet man den Reigen der Krisen [...] einmal gesammelt, dann sticht ein gemeinsamer Nenner heraus: Immer ordnen wir Menschen hier natürliche Prozesse unserem eigenen Beschleunigungswahn unter. Die Rhythmen der Natur können diesem herrischen Taktschlag nicht folgen – der Planet kann nicht in derselben Geschwindigkeit regenerieren.«⁸

Dass es sich bei dieser in den letzten Jahrzehnten kulminierenden Entwicklung um das Ergebnis langer Prozesse und Entwicklungen handelt, liegt auf der Hand.

Dazu zeigen sich Probleme im Umgang mit Zeit auch in den praktischen Lebensvollzügen heutiger Menschen. Bei Kindern und Jugendlichen ist hier z. B.

⁶ K. GEISSLER, Alles hat seine Zeit, nur ich habe keine. Wege in eine neue Zeitkultur, 2014, 18.

⁷ I. U. DALFERTH, Gott und Zeit (in: D. GEORGI/H.-G. HEIMBROCK/M. MOXTER [Hg.], Religion und Gestaltung der Zeit, 1994, 9–34), 15.

⁸ LESCH/GEISSLER/GEISSLER, Zeit (s. Anm. 2), 33.

das sog. ADHS-Syndrom, also ein Aufmerksamkeitsdefizit und eine Hyperaktivitätsstörung, zu nennen;⁹ bei Erwachsenen wird zunehmend das Burnout-¹⁰ bei Älteren das Demenz-Syndrom diagnostiziert,¹¹ wobei jeweils zeitliche Überforderung eine Rolle spielt. In den Zusammenhang problematischen Umgangs mit Zeit gehören auch die Schlafstörungen, über die viele Menschen in unserem Kulturraum klagen. Hier steht der dem Menschen immanente Wach-Schlaf-Rhythmus offensichtlich in Spannung zu Anforderungen und Gestaltung des Alltags, sei es in Beruf, Familie oder sog. Freizeit. Die Zeiten sind offenkundig ver-rückt.

Angesichts dieser hier nur knapp skizzierten Problemlagen erscheint es wichtig, sich differenziert mit dem Entstehen unseres heutigen Zeitverständnisses zu beschäftigen. Es bestimmt zum einen weithin unser soziales und individuelles Leben; zum anderen bedrohen daraus resultierende Konsequenzen unser Leben. Welche Korrekturen sind notwendig?

Dazu skizziere ich in einem ersten Teil – gleichsam als Grundlage für das Folgende – wesentliche naturale Rhythmen (I.). Dem schließt sich eine knappe Skizze der Geschichte des Zeitverständnisses in kulturgeschichtlicher Perspektive an (II.). Es folgen christliche Perspektiven zur Thematik (III.) Abschließend stehen erste Vorschläge, wie Christ*innen zur Korrektur der ver-rückten Zeiten beitragen können (IV.).

I. Elementare Perspektiven

»Zeit« ist ein soziales und kulturelles Konstrukt von Menschen, denen – wie erwähnt – ein eigener Zeitsinn fehlt. Entsprechend der kulturellen und sozialen Vielfalt begegnet sie im Plural.

1. Allerdings liegen den »Zeiten« naturale Gegebenheiten zu Grunde. Trotz vielfacher kultureller Überformung sind diese – gleichsam im Hintergrund – bis heute präsent. Folgende drei kosmischen Dynamiken sind hier bestimmend:

- »– Der Rotation der Erde um ihre eigene Achse. Verantwortlich ist diese für den Zeitgeber ›Licht‹, also den täglichen Rhythmus von Helligkeit und Dunkelheit.
- Der Rotation des Mondes um die Erde, eingeschlossen die Rotation des Mondes und die der Erde jeweils um ihre eigenen Achsen. Sie sind die Zeitgeber für die Monate, die der Gezeiten und mittelbar auch für die der Wochentage.
- Der Rotation der Erde um die Sonne. Sie bestimmt die Jahreszeiten, die sich ändernden Längen von Tag und Nacht und den Wechsel von Regen- und Trockenzeiten.«¹²

⁹ Vgl. GEISSLER, *Zeit* (s. Anm. 6), 194.

¹⁰ Vgl. H. ROSA, *Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung*, 2016, 179.

¹¹ Vgl. M. JOSUTTIS, *Dasein ohne Bewusstsein. Demenz in energetischer Perspektive* (DtPfrBl, 2011, 633–636), 633.

¹² GEISSLER, *Zeit* (s. Anm. 6), 40f.

Diese kosmischen Abläufe bestimmen das Leben bis heute prägende Rhythmen. Am nachhaltigsten, da sich 24-stündlich wiederholend, ist der Wechsel vom Tag zur Nacht. Er wirkt sich auch auf die Gestimmtheit des Menschen aus. Tatsächlich erscheinen etliche Körperfunktionen circadian gesteuert.¹³

Bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts beendete die Dämmerung das Arbeitsleben; die Menschen zogen sich dann in ihre Gebäude zurück, die sie erst im Morgenlicht wieder verließen. Grundlegend änderte das die Installierung von Straßenbeleuchtung:

»In den Jahren um 1830, 1840 beginnt ein Prozeß, in dem sich die nächtliche Stadt »öffnet; so wie die äußeren Begrenzungsmauern um die Städte fallen, lösen sich auch in ihrem Inneren feste und seit Jahrhunderten bestehende Absperrungen auf.«¹⁴

Interessant ist, dass es gegen diese Beleuchtung kritische Stimmen gab.

»So wendet sich beispielsweise die »Kölnische Zeitung« im Jahre 1819 vehement gegen die neuen Formen städtischer Beleuchtung und zwar sowohl »aus theologischen Gründen, weil sie als Eingriff in die Ordnung Gottes erscheint. Nach dieser ist die Nacht zur Finsterniß eingesetzt, die nur zu gewissen Zeiten vom Mondlicht unterbrochen wird, als auch »aus philosophisch-moralischen Gründen: die Sittlichkeit wird durch Gassenbeleuchtung verschlimmert: Die künstliche Helle verscheucht in den Gemüthern das Grauen vor der Finsterniß, das die Schwachen von mancher Sünde abhält.«¹⁵

Zwar behauptet der Volksmund mittlerweile, dass durch elektrisches Licht die Nacht zum Tag gemacht werden kann. Doch stimmt dies nur teilweise. Menschen klagen nach Langstreckenflügen und damit gegebener Verschiebung von Tag und Nacht über den Jetlag. Ähnliches gilt für Schichtarbeiter beim Wechsel zwischen Tages- und Nachtschicht. Auch mindert zu starke Verkürzung der Nachtruhe das Wohlbefinden beträchtlich. Jeremy Rifkin fasst entsprechende Befunde zusammen: »Die Symptome des Zeitkaters können unterschiedlich sein, doch im Allgemeinen umfassen sie Störungen des Magen-Darm-Trakts, geminderte Reaktionsfähigkeit und Aufmerksamkeitsdauer, Schlafstörungen und ein Gefühl allgemeiner Abgeschlagenheit.«¹⁶

Die lunaren Rhythmen begegnen heute noch am Meer ganz unmittelbar – im steten Wechsel von Ebbe und Flut. Dazu nimmt sie der Monatszyklus von Frauen auf und strukturiert so deren Leben über die Jahrzehnte ihrer biologischen Fruchtbarkeit.

¹³ Vgl. die entsprechende Tabelle bei H. KASTEN, *Wie die Zeit vergeht. Unser Zeitbewusstsein in Alltag und Lebenslauf*, 2001, 31.

¹⁴ J. SCHLÖR, *Nachts in der großen Stadt. Paris, Berlin, London 1840–1930*, 1991, 25.

¹⁵ Zitiert nach K. FECHTNER, *Schwellenzeit. Erkundungen zur kulturellen und gottesdienstlichen Praxis des Jahreswechsels* (PThK 5), 2001, 138.

¹⁶ J. RIFKIN, *Uhrwerk Universum. Die Zeit als Grundkonflikt des Menschen*, (engl. 1987) 1988, 53.

Für Kulturen, die die Nacht nicht erleuchten konnten, war die Bedeutung dieser Rhythmen aber sehr viel größer als heute. Zu- bzw. abnehmender Mond machte einen zirkulären Lebens-Rhythmus allgemein evident.

In landwirtschaftlich geprägten Gegenden dominierte schließlich der circannuale Rhythmus das Leben der Menschen. Die jeweiligen Jahreszeiten gaben die Grundlage für Saat und Ernte u. v. m. Dabei verschränkte sich dieser Rhythmus mit dem circadianen, insofern – jedenfalls in unserem Kulturkreis – die Tage im Sommer länger sind, im Winter dagegen die Nächte und Frühjahr bzw. Herbst entsprechende Übergänge bilden.

2. Naturale Rhythmen begegnen aber auch ganz unmittelbar im Leben der einzelnen Menschen – der weibliche Monatszyklus wurde bereits erwähnt. Am elementarsten dürfte hier das ständige Aus- und Einatmen sein. Es kann nur kurzzeitig unterbrochen werden. Zugleich reagiert das Atmen sowohl auf eigene Aktivitäten als auch auf von außen Kommendes. Bei einem Schrecken »verschlägt es einem den Atem«; bei körperlichen Anstrengungen wird der Mensch kurzatmiger, in Phasen der Entspannung, etwa im Tiefschlaf, verlangsamt sich dagegen das Atmen. Schon frühzeitig fiel Menschen die Bedeutung dieses Rhythmus auf. Im jahwistischen Schöpfungsbericht bläst Gott dem Menschen den Atem in die Nase und schenkt ihm so das Leben (Gen 2,7). Bis heute begegnet diese Elementarität – nicht zuletzt in Erste-Hilfe-Kursen beim sog. Mund-zu-Mund-Beatmen, um im Notfall Leben zu erhalten.

Ebenfalls bis heute ist den Menschen der natürliche Rhythmus von Wachsen und Vergehen inhärent. Sie werden klein geboren, sind lange auf Hilfe angewiesen, gewinnen an Größe und Kraft, körperlich und geistig, um schließlich in einen Zerfallsprozess zu münden. Letzterer wird zwar in der heutigen Gesellschaft nicht nur durch die kurative Medizin bekämpft, sondern auch durch vielerlei sonstige Bemühungen wie sog. Anti-Aging-Präparate verdrängt. Trotzdem kann er lediglich verzögert bzw. verlängert werden und mündet notwendig in den Tod. Zeittheoretisch überschneidet sich hier ein sozialer, allgemein dem Menschen inhärenter Rhythmus mit einem für den Einzelnen linearen Zeitablauf.

3. Insgesamt bilden also naturale bzw. biologische Rhythmen bis heute den selbstverständlichen Hintergrund für menschliches Leben. Doch bestimmen mittlerweile andere Zeiten den Alltag der meisten Menschen. Vor allem die Uhrzeit und zunehmend die Computer-Zeit ersetzen die naturalen Rhythmen und überlagern die biologischen. So ver-rücken sie die Zeit(en). Dies erfolgte allerdings in einem jahrhundertelangen Prozess.

II. Kulturgeschichtliche Perspektiven

Kulturgeschichte könnte auch als eine Geschichte des Umgangs mit Zeit(en) geschrieben werden. Dabei lassen sich Veränderungen am Beispiel der Zeitmessung ablesen: »Mit jedem neuen Zeitrechnungs- und Zeitordnungssystem hat die Menschheit sich weiter von den Rhythmen der Natur entfernt.«¹⁷

1. In der frühen Kulturstufe der Jäger und Sammler waren die Menschen von den naturalen Gegebenheiten abhängig: »Die Wanderrhythmen der großen Tierherden, die Fortpflanzungs- und Reifezeiten wilder Kräuter und Wurzeln gaben die notwendigen Zeitzeichen für die Ordnung im Sozialleben altsteinzeitlicher Stämme.«¹⁸ Dabei dürften entsprechende Übergänge und Wechsel bereits rituell begangen worden sein, etwa durch Tänze und Gesänge.¹⁹

Beim Übergang von der Jäger- und Sammler-Wirtschaft zur Sesshaftigkeit und damit zum Ackerbau veränderte sich diese Orientierung an den naturalen Gegebenheiten. Jetzt traten kosmische Konstellationen verstärkt ins Blickfeld: »Die Menschen beobachteten die wechselnden Konstellationen der Planeten und Sterne am Himmel.«²⁰ Dabei verschoben sich die Bemühungen um eine Zeitordnung. Es entstanden kalendarische Strukturen, an denen sich die Bauern in ihren Tätigkeiten ausrichteten. Doch auch jetzt blieb das Zeitverständnis von exogenen Rhythmen und Zyklen abhängig.²¹ Diese wurden mit Göttern und deren Verehrung verbunden, insofern die Gestirne als göttlich galten. Dementsprechend wurden Unwetter oder Dürren als göttliche Strafen verstanden.

Die kosmische Orientierung umfasste selbstverständlich auch eine Ausrichtung auf die Sonne. Dadurch entstanden erste Vorläufer von Uhren, die sog. Sonnenuhren.²² Vermittels des durch den Sonnenstand sich verändernden Schattens konnte hier zuerst die Mittagszeit erhoben werden, im Weiteren auch Einteilungen von Stunden. Dabei wurden die Tagesstunden untergliedert, was je nach Jahreszeit zu recht unterschiedlichen Stundenlängen führte (sog. Temporalstunden). Erste archäologische Funde solcher Sonnenuhren stammen aus dem Ägypten des 13. Jahrhunderts (v. Chr.). Die Zeitmessung war also noch unmittelbar dem kosmischen Kontext und damit den Gottesvorstellungen ein- und untergeordnet. Sie leitete die (Mittags-)Zeitbestimmung auch im Römischen Reich.

2. Bauern und Handwerker konnten gut mit einer solchen sehr offenen Zeitstruktur leben, da sie in Einklang mit ihren Tätigkeiten stand. Beide arbeiteten

¹⁷ AaO 246.

¹⁸ AaO 94.

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

²¹ Vgl. K. GEISSLER, *Die Uhr kann gehen. Das Ende der Gehorsamskultur*, 2019, 153.

²² Vgl. R. ROHR, *Die Sonnenuhr. Geschichte, Theorie, Funktionen*, 1982.

an konkreten Aufgaben und bestimmten ihre Arbeitszeit selbst, die meist saisonal bedingt war. Phasen intensiver Arbeit – bei der Ernte oder dem Fertigstellen eines Werkstücks – wechselten sich mit solchen der Ruhe, etwa im Winter, ab. Die Dynamik der Zeiteinteilung war also vorgegeben.

Anders stellte sich dies in enger zusammenlebenden Gemeinschaften dar, konkret den Klöstern. Hier ging es darum, eine »vita communis«, also gemeinschaftliche Vollzüge zu gestalten.

»Die Mönche aßen zusammen im gemeinsamen Eßsaal (Refektorium), sie schliefen im gemeinsamen Schlaflsaal (Dormitorium), und sie kamen vor allem täglich siebenmal, von der Vigil (etwa um 2 Uhr nachts) bis zur Vesper bei Abenddämmerung, zum gemeinsamen Gebet zusammen.«²³

»Viele Geschichtsforscher gehen davon aus, dass die Vervollkommnung der Zeitmessung durch Gerätschaften und Apparate, von der Sonnenuhr über die Wasseruhr zur mechanischen Uhr, in erster Linie in den Klöstern stattgefunden hat. Sahen sich doch die Mönche, die mit dem Entschluss, ihr Leben, Tag für Tag, Stunde für Stunde, ganz und ausschließlich Gott zu widmen, in besonderem Maße vor die Notwendigkeit gestellt, ihre Zeit genau einzuteilen und Säumigkeit [...] nicht zu dulden.«²⁴

Für die Strukturierung des Tages waren in den Klöstern die Stundengebete grundlegend. In ihnen ging es darum, »Heilszeit in der Zeit erfahrbar zu machen bzw. die Zeit zu heiligen und dem Leben Struktur zu geben.«²⁵ Siebenmal kamen deshalb täglich die Mönche – im Drei-Stunden-Rhythmus – zum gemeinschaftlichen Gebet zusammen.²⁶

Der Glockenton, der jeweils zu den Stundengebeten rief, klang über das Kloster hinaus und prägte zunehmend auch dessen Umgebung.²⁷ Die spirituelle Maxime der *Regula Benedicti* »Müßiggang ist der Feind der Seele« (RB 48,1) begann so auch außerhalb der Klöster seine Wirkung zu entfalten. Dabei war aber der göttliche Ursprung der Zeit selbstverständlich vorausgesetzt.

3. Hier führte die Pest-Katastrophe des 14. Jahrhunderts (1347–1352), die sich regional in wiederholten Epidemien bis ins 18. Jahrhundert fortsetzte, zu einem tiefen Einschnitt. Giovanni Boccaccio schildert in seinem »Decamerone«

²³ H.-W. GOETZ, Weltliches Leben in frommer Gesinnung? Lebensformen und Vorstellungswelten im frühen und hohen Mittelalter (in: G. ALTHOFF / H.-W. GOETZ / E. SCHUBERT [Hg.], Menschen im Schatten der Kathedrale. Neuigkeiten aus dem Mittelalter, 1998, 111–228), 141f.

²⁴ KASTEN (s. Anm. 13), 128.

²⁵ S. ZORN, Eines Christen Handwerk ist beten. Der Ort des Stundengebetes in der evangelischen Gottesdienstlandschaft (PTHe 184), 2022, 84.

²⁶ Zur theologischen Deutung durch Augustin s. das diesbezügliche Zitat bei GEISSLER, Zeit (s. Anm. 6), 47.

²⁷ Vgl. GOETZ (s. Anm. 23), 142.

anschaulich die Konsequenzen dieser Seuche für den Umgang mit Sterbenden und Toten:

»Gegen dieses Übel half keine menschliche Klugheit oder Maßregel, obgleich man es daran nicht fehlen und die Stadt [Florenz] durch eigens dazu ernannte Beamte von vielem Unrat reinigen ließ, auch jedem Kranken den Eintritt verwehrte und zur Bewahrung der Gesundheit manchen Rat gab. Ebensovienig nützten die demütigen Gebete, die nicht ein, sondern viele Male in wohlgeordneten Prozessionen und auf andere Weise von den frommen Leuten Gott vorgetragen wurden.« »Was das Erschrecklichste ist und kaum glaublich scheint: Väter und Mütter weigerten sich, ihre Kinder zu besuchen und zu pflegen, als wären es nicht die ihrigen.« Zuletzt »wurden dann die Gestorbenen mit keiner Träne, Kerze oder Begleitung geehrt, vielmehr war es so weit gekommen, daß man sich nicht mehr darum kümmerte, wenn Menschen starben, als [...] um den Tod einer Ziege.«²⁸

Die theologische Deutung dieses furchtbaren Geschehens als Gericht Gottes überzeugte wohl zunehmend weniger Menschen. An die Stelle Gottes als des Herrn der Zeit und damit des Lebens trat ein willkürlich wütender Tod.²⁹

Für das Zeitverständnis bekam in dieser Situation eine kurz vorher gemachte Erfindung besondere Bedeutung: die Konstruktion der Räderuhr, also einer Uhr, die die Zeit mittels eines mechanisch arbeitenden Uhrwerks aus Zahnrädern bestimmt. Sie entstand wohl um 1300 in einem Kloster, ohne dass Erfinder und Ort bekannt wären.³⁰ Die bisher hier verwendeten Sonnen- und dann auch Wasseruhren hatten deutliche Schwächen. An trüben Tagen fehlte der Schattenwurf der Sonne und im Winter konnte im Kloster das Wasser einfrieren.

Dagegen hatte die durch eine Räderuhr angezeigte Zeit keine Verbindung mehr zu naturalen Gegebenheiten, sondern folgte der Dynamik der mechanisch arbeitenden Zahnräder. Die so gewonnene Zeit ist im strikten Sinn menschengemacht. Dementsprechend veränderte sich das Ergebnis der Uhrmessung. An die Stelle der je nach Jahreszeit unterschiedlich langen Temporalstunden traten die bis heute die alltägliche Zeitmessung bestimmenden, immer gleich langen Äquinoktialstunden, »eine Zeiteinteilung, die in der Anschauung der Natur nicht gefunden werden kann«.³¹

Über die Klöster und Kirchen hinaus verbreiteten vor allem die Städte diese neue Uhrform, neben der allerdings noch über Jahrhunderte die bisher üblichen Uhren mit ihrer anderen, naturbezogenen Zeitmessung weiterbestanden. Tatsächlich wurde aber mit den Räderuhren »die Zeit – kaum merklich zunächst – entsakralisiert«.³²

²⁸ Zitiert nach A. ANGENENDT, *Geschichte der Religiosität im Mittelalter*, 1997, 661f.

²⁹ Vgl. M. GRONEMEYER, *Das Lebens als letzte Gelegenheit. Sicherheitsbedürfnisse und Zeitknappheit*, 1993, 95.

³⁰ Vgl. aaO 76f.

³¹ AaO 80.

³² AaO 82.

Von daher war es vielleicht kein Zufall, dass die tiefe Erschütterung des überkommenen Gottesglaubens durch die Pestepidemie, gefolgt von Kriegen und Missernten, und die Erfindung dieser neuen Uhr, und damit einer neuen Zeit ohne Bezug auf Gott, in demselben, nämlich dem 14. Jahrhundert stattfanden.

Vor allem waren es die Händler und Kaufleute, die von der neuen, regelmäßig getakteten Zeit profitierten. Zum einen machte sie Planungen einfacher. Zum anderen ermöglichte sie die Bewirtschaftung von Zeit. Bis dahin war es als Wucher strikt untersagt, Geld mit Zeit zu verdienen, also Zinsen zu nehmen. Denn dadurch, so die theologische Argumentation, würde Gott bestohlen. So standen sich jahrhundertlang zwei Zeitverständnisse gegenüber: das der Kirche und das der Kaufleute.³³

In dieser Auseinandersetzung eröffnete die Zeit der Räderuhr einen neuen Horizont, denn sie ist offenkundig eine menschengeschaffene, keine göttliche.³⁴

Zur Verbreitung der neuen Uhren trugen wesentlich die Landesherren an ihren Höfen und in den Städten bei. Prächtigt ausgestattete Uhren mehrten ihre Reputation.³⁵

Einige Jahrhunderte später – 1657 erfolgte die Patentierung – wurde die Pendeluhr erfunden, deren Takt durch ein mechanisches Pendel vorgegeben wurde. Sie fand als Wand-, Tisch- oder Bodenstanduhr auch den Weg in die Wohnungen, zuerst der Reichen, und etablierte die menschengemachte Äquinoktialstunde auch hier.

4. Begleitet wurden diese Entwicklung durch einen sich ebenfalls im Laufe von Jahrhunderten vollziehenden Wandel im Bereich des Handwerks. Aus kleinen Handwerksbetrieben bildeten sich langsam mancherorts sog. Manufakturen heraus. Hier wurde der »traditionsgemäß ganzheitliche Arbeitsprozess des Handwerkers, der verantwortlich war für alle Einzeltätigkeiten bis zur Fertigstellung des Werkstücks, aufgegliedert in Teilarbeiten, für die jeweils eine bestimmte Person zuständig war.«³⁶ Eine solche Produktionsweise erlaubte die schnellere Herstellung von höheren Stückzahlen und war auf Grund der mit ihr verbundenen Spezialisierung teilweise auch im Ergebnis qualitativ höherwertig. Allerdings erforderte eine solche Fertigung genaue Absprachen zwischen den Beteiligten. Voraussetzung hierfür war eine allgemein verbindliche Zeitmessung. Sie konnte nur durch mechanisierte, von Menschen gemachte Uhren erreicht werden. Die hier angestoßenen Prozesse wirkten in vielfach verschärfter Form in der Industrialisierung des 19. Jahrhunderts weiter (s. 7.).

³³ Vgl. RIFKIN (s. Anm. 16), 176f.

³⁴ Vgl. GRONEMEYER (s. Anm. 29), 87.

³⁵ Vgl. ebd.

³⁶ RIFKIN (s. Anm. 16), 133.

Insgesamt setzten sich in den Auseinandersetzungen zwischen Kirche und den Kaufleuten letztere durch. Rifkin vermutet: »Der Zeitbegriff der Kirche wurde weitgehend deshalb besiegt, weil ihr Zukunftsbild nicht stark genug war, um den Umwälzungen standzuhalten, die das europäische Leben neu formten.«³⁷ Die bereits genannte Pest-Katastrophe stellte hier wohl die tiefste Zäsur dar.

Durch die Verknüpfung von Fortschritten bei der Zeitmessung und der Produktion sowie dem Handel wurden Zeit und Geld eng miteinander verbunden, ja »austauschbar und tauschbar«.³⁸

Eine ganz lebenspraktische Konsequenz aus der neuen Beziehung Zeit – Geld markierte der Begriff »Zeitverschwendung«, der erstmals zu Beginn des 15. Jahrhunderts in Schriftstücken auftaucht.³⁹ Kurz zuvor, am Ende des 14. Jahrhunderts, berechneten in Florenz Wollweber bereits Überstunden – etwa 400 Jahre bevor allgemein der Stundenlohn eingeführt wurde.⁴⁰

5. Während es bei der Stundeneinteilung um die Strukturierung des Tages – und auch der Nacht – ging, entwickelte sich daneben eine Gliederung des Jahres in Monaten. Sie geht auf das römische »calendae« und die dabei vorgenommene, am Mond orientierte Zeitstrukturierung zurück.

»Calendae, d. h. »die auszurufenden Tage«, ist darum ein Memento an die Zeit, als in Rom ein geistlicher Amtsträger durch die Straßen ging und dem Volk verkündete, daß der Neumond gesehen war und somit ein neuer Monat begonnen hätte.«⁴¹

Über viele Jahrhunderte hinweg – bis zur Kalenderreform unter Papst Gregor XIII. 1542 – orientierte hier die von Caesar 46 v. Chr. angeordnete und durchgeführte Zeit-Bestimmung, der sog. Julianische Kalender.

»Unter Rückgriff auf das 283 v. Chr. durch das Dekret von Canopus reformierte äg. [sc. ägyptische, C. G.] Sonnenjahr, wurde das Julianische Jahr mit 365 Tagen angesetzt, dem alle vier Jahre ein Schaltjahr mit 366 Tagen folgte.«⁴²

Die Kalender als Kunstgattung spiegeln lange Zeit in bildlicher Form⁴³ die »kollektiv zu koordinierende Ausübung von Handlungen«⁴⁴ wider. Schon im Römischen Reich wurden »die Monate und Jahreszeiten durch Allegorien« dargestellt, »die auf den verschiedenen landwirtschaftlichen Arbeiten beruhen.«⁴⁵ Im

³⁷ AaO 179.

³⁸ AaO 181.

³⁹ Vgl. GEISSLER, *Zeit* (s. Anm. 6), 112.

⁴⁰ Vgl. aaO 113.

⁴¹ ELIAS (s. Anm. 4), 182.

⁴² J. MOHN, *Art. Kalender I. Allgemein* (RGG⁴ 4, 2001, 747–749), 748.

⁴³ Vgl. hierzu eindrücklich die vielfältigen Abbildungen von Kalendern in: T. PÉREZ-HIGUERA, *Chronos. Die Zeit in der Kunst des Mittelalters*, 1997.

⁴⁴ MOHN (s. Anm. 42), 747.

⁴⁵ PÉREZ-HIGUERA (s. Anm. 43), 11.

Mittelalter treten an ihre Stelle ganz unmittelbare Darstellungen der im jeweiligen Zeitraum zu verrichtenden bäuerlichen Tätigkeiten, so etwa im sog. Wiener Kalender (von 837):

»Der Juni ist durch einen pflügenden Mann dargestellt, der im Juli eine Sichel trägt und die Heumahd beginnen will, der im August schon den Weizen schneidet, im September sät und im Oktober bei den Tätigkeiten der Weinlese und -bereitung gezeigt wird, während den Monaten November und Dezember die traditionelle Szene des Schweineschlachtens gemeinsam ist. Auch beim Januar wird mit einem [...] Mann, der sich an einer Feuerstelle wärmt, das für die kalten Monate übliche Bildprogramm aufgenommen.«⁴⁶

In ähnlicher Weise orientierten sich – neben diesen Bauernkalendern – die Heiligenkalender an den kirchlichen Traditionen durch entsprechende Darstellungen der jeweils zu erinnernden Ereignisse.⁴⁷

Seit dem Ende des 14. und vor allem im 15. Jahrhundert fanden Kalender ihren – neuen – Platz am Beginn der »Stundenbücher« oder anderer Texte. Von Adligen in Auftrag gegeben veränderte sich ihr Bildprogramm entsprechend.⁴⁸ Auch werden Kalender jetzt in Missalien und Pontificalien der Kleriker aufgenommen. Damit wurde ein Zusammenhang mit der Gottesverehrung hergestellt, der in den bildlichen Darstellungen der Bauernkalender fehlt.

Bei Kalendern des 15. Jahrhunderts fällt auf, dass sie neben Angaben zu den Bewegungen des Mondes auch medizinische Hinweise, etwa zum Aderlass, enthalten.⁴⁹ Dazu traten im 16. Jahrhundert weitere Informationen und Angaben zu agrarischen sowie astrologischen Themen. Auch kamen beschreibbare Spalten hinzu. Hier beginnt also ein Wandel der Auffassung von der Zeit als etwas – von Gott – Vorgegebenem zu etwas vom Menschen zu Gestaltenden. Die heutigen Terminkalender sind das Ergebnis dieser damals beginnenden Entwicklung.⁵⁰

Interessanterweise erfolgte – abgesehen von den Heiligenkalendern – die Entwicklung der Kalender ohne explizite religiöse Ausführungen. Auch die Monatsnamen sind – wie leicht erkennbar – bis heute vom heidnisch-römischen Kalender her geprägt. Selbstverständlich waren in die Kalender die christlichen Feiertage eingetragen, die ausführlicheren Texte bezogen sich aber auf anderweitige Ereignisse bzw. in den astrologischen Beiträgen auf das Zukünftige.

Als zeitlicher Gesamtrahmen für die Weltzeit findet sich bis ins 16. Jahrhundert hinein weitgehend die auf die erste biblische Schöpfungserzählung – Schöpfung in sechs Tagen – sowie 2Petr 3,8 (unter Bezug auf Ps 90,4) – vor Gott sind

⁴⁶ AaO 12f.

⁴⁷ Vgl. GEISLER, *Zeit* (s. Anm. 6), 45.

⁴⁸ PÉREZ-HIGUERA (s. Anm. 43), 16.

⁴⁹ Vgl. A. LANDWEHR, *Geburt der Gegenwart. Eine Geschichte der Zeit im 17. Jahrhundert*, 2014, 22.

⁵⁰ Zur weiteren Entwicklung des Formats Kalender vgl. aaO 22.

tausend Jahre wie ein Tag – rekurrierende Annahme von 6.000 Jahren.⁵¹ Erst dann sprengten astronomische und kosmologische Erkenntnisse dieses Konzept. Sie führten zu nicht mehr sinnlich vorstellbaren zeitlichen Ausdehnungen und förderten so ein abstraktes Zeitverständnis.

6. Auch in anderer, medialer Hinsicht zeigte sich die Umstellung des Zeitverständnisses. 1605 bat in Straßburg der Buchhändler und Druckereibesitzer Johann Carolus (1575–1634) den Rat der Stadt um die Erlaubnis, »Nachrichten regelmäßig drucken zu dürfen.« Mit dem dann folgenden Organ »Relation: Aller Fürnemen und gedenckwürdigen Historien« begann »das Zeitalter der periodischen Presse im engeren Sinn«.⁵² Die erste Tageszeitung erschien ab 1650 in Leipzig.⁵³ Jetzt war es nicht mehr ein Ereignis, was zu einem Bericht führte. Vielmehr werden in Zeitungen durch den festgelegten, linear-zeitlich ausgerichteten Erscheinungstermin bis heute Ereignisse in eine vorher festgelegte, ereignisunabhängige Periodik eingefügt. Das Verständnis von Zeit als menschlichem Produkt begegnet also auch auf dem Gebiet des Drucks und der Publizistik.

Dass mit solchen Neuerungen eine Abgrenzung von der Vergangenheit verbunden war, tritt in den frühen Romanen des 17. und 18. Jahrhunderts zu Tage. Vor allem »die gesteigerte Aufmerksamkeit für Gegenwärtigkeit« wird hier zum Thema. Dass dies durchaus tragikomische Züge annehmen konnte, zeigt beispielweise ein Blick auf »Don Quijote«. Dieser muss »auf immer wieder schmerzliche Weise erfahren«, dass es nicht gelingt, »die vergangene Zeit in der gegenwärtigen zu wiederholen – weil er in seiner eigenen Gegenwart gefangen ist.«⁵⁴

Schließlich äußerte sich in alltäglichen Dingen die verstärkte Zuwendung zur Gegenwart. So etablierte sich seit dem späten 17. Jahrhundert – von Paris ausgehend – eine eigenständige Textilindustrie und mit ihr die Mode. Es entstand vom Nordwesten Europas ausgehend »eine neue, durch Umfang, Vielfalt und Innovation gekennzeichnete Konsumkultur«⁵⁵, die sich bei zunehmendem Wohlstand zu einer Wegwerfkultur entwickelte. Kleidungsstücke wurden nicht mehr – wie bisher – abgelegt, weil sie verbraucht, sondern weil sie nicht mehr modisch waren. Auch hier löste also ein Verständnis von Selbstgemachten das von etwas Vorgegebenem ab. Es verwundert von daher nicht, dass die Ausbreitung des Modebewusstseins in dieselbe Zeit wie die Verbreitung von Uhren in Haushalten fiel.⁵⁶

⁵¹ Vgl. J. ZACHHUBER, Art. Zeit/Zeitvorstellungen III. Kirchengeschichtlich (RGG⁴ 6, 2005, 1805–1808), 1807.

⁵² Vgl. LANDWEHR (s. Anm. 49), 154f.

⁵³ Vgl. aaO 156.

⁵⁴ AaO 194.

⁵⁵ F. TRENTMANN, Herrschaft der Dinge. Die Geschichte des Konsums vom 15. Jahrhundert bis heute, (engl. 2016) ²2019, 99.

⁵⁶ Vgl. hierzu die Tabelle ausgewählter Besitztümer in englischen Haushalten zwischen 1675 und 1725 aaO 87.

7. Die sich – wie in 4. gezeigt – seit dem späten Mittelalter anbahnende und heute selbstverständliche Gleichsetzung von Zeit und Geld war Grundlage und Ausdruck der sich im 19. Jahrhundert ausbreitenden kapitalistischen Wirtschaftsform.⁵⁷

Die in früheren Zeiten bedarfsdeckende Wirtschaft wurde jetzt – konkurrenzorientiert – durch eine sich immer mehr beschleunigende Produktion abgelöst, deren Hauptziel die Anhäufung von Kapital war, das wiederum in neue Produktionsstätten investiert wurde usw.⁵⁸ Sowohl die Uhr(enzzeit) als auch das Geld dienen seitdem der »Vergesellschaftung von Zeit«. ⁵⁹ Das Benjamin Franklin zugeschriebene Diktum »time is money« brachte dies publikumswirksam und unmissverständlich auf eine knappe Formel.

Dabei gilt es zu beachten, dass die Formel nicht umkehrbar ist. Der Zeitforscher Karlheinz Geißler merkt zu Recht an: »Die Lebenszeit ist mittels Geld nicht rückkaufbar. Rücktausch ausgeschlossen. Zeit und Geld unterscheiden sich darin fundamental, dass sich Geld vermehren lässt, Zeit hingegen nicht.«⁶⁰ Dies ist in theologischer Perspektive dadurch zu erklären, dass Zeit eine Gabe Gottes, Geld aber ein Konstrukt des Menschen ist. Allerdings überspielt die seit der Räderuhr um sich greifende, von kosmischen und naturalen Gegebenheiten unabhängige Zeitmessung diese Differenz, indem sie »Zeit« exklusiv von einem menschlich konstruierten Zeitverständnis her definiert.

Auf jeden Fall setzte die im 19. Jahrhundert sich ausbreitende Industrialisierung eine schnelle und allgemeine Verbreitung der getakteten Uhrzeit voraus. Technische Grundlage für die industrielle Produktion war die – 1769 patentierte – Dampfmaschine.⁶¹ Die jetzt entstehenden Fabriken waren »der erste Ort, an dem der normale Mann und die normale Frau dem Zeitplan ausgesetzt wurden.«⁶² Dass dies mit erheblichen Problemen verbunden war, zeigt sich daran, dass es für die Fabrikherren schwierig war, hinreichend Arbeitskräfte anzuwerben. Gern wurden deshalb Kinder eingestellt, denen der neue Zeittakt leichter antrainiert werden konnte.⁶³ Zur für die Fabrikarbeit notwendigen Kontrolle wurden ab der Mitte des 19. Jahrhunderts sog. Stechuhren eingeführt, mittels derer der Ein- und Ausgang in die Fabrik kontrolliert wurden.⁶⁴

⁵⁷ AaO 110.

⁵⁸ Vgl. R. SAFRANSKI, *Zeit. Was sie mit uns macht und was wir aus ihr machen*, 2015, 114.

⁵⁹ AaO 92.

⁶⁰ GEISSLER, *Zeit* (s. Anm. 6), 116.

⁶¹ Vgl. aaO 128.

⁶² RIFKIN (s. Anm. 16), 120.

⁶³ Vgl. aaO 123f.

⁶⁴ Vgl. GEISSLER, *Zeit* (s. Anm. 6), 96.

Insgesamt kam es durch die neuen, auf ökonomische Maximierung zielenden Produktionsformen zu einer Beschleunigung, die Veränderungen auch in anderen Lebensbereichen nach sich zog.

Weitreichend, da neue Mobilität ermöglichend, war dabei die Eisenbahn.⁶⁵ Sie hatte 1825 ihren ersten Auftritt auf einem Gleis zwischen Brüssel und Stockton (England), wo sie mit der damals als atemberaubend empfundenen Geschwindigkeit von 30 Meilen / Stunde verkehrte.⁶⁶ Für den Umgang mit Zeit hatte die rasche Ausbreitung dieses Verkehrsmittels über den Beitrag zur allgemeinen Beschleunigung hinaus vor allem zwei Konsequenzen: Zum Ersten forderte sie durch die Fahrpläne und den entsprechenden Zugverkehr strikte Pünktlichkeit; zum Zweiten auf Grund ihres raumgreifenden Charakters eine Vereinheitlichung der regional differierenden Uhrzeiten. So musste 1870 ein Fahrgast auf dem Weg von Washington nach San Francisco seine Uhr über zweihundertmal umstellen, wenn sie die jeweils vor Ort aktuelle Uhrzeit anzeigen sollte.⁶⁷ 1884 beschloss die Internationale Mediankonferenz Greenwich zum Zeitmesspunkt der Erde zu machen, was nach einer gewissen Übergangszeit allgemein akzeptiert wurde.⁶⁸ Damit war der Zusammenhang von Zeit und naturalen Gegebenheiten vor Ort endgültig beseitigt.

Ein weiterer wichtiger Schritt zur Beschleunigung war die Einführung des Automobils. Dazu entstand in der Automobilproduktion in den 1920er Jahren das Fließband als eine neue beschleunigte Produktionsform. Sie verfestigte »die linearen Zeitstrukturen, die in den Industrieregionen Mitteleuropas und Nordamerikas längst bestanden, weiter.«⁶⁹ Ähnliches gilt für den etwas zeitversetzt ebenfalls zunehmenden Flugverkehr.

Insgesamt konstatiert Rüdiger Safranski rückblickend: »Mit der technischen Beschleunigung bei Verkehr, Kommunikation, Produktion und Konsum beschleunigt sich auch der soziale Wandel in Beruf, Familie, Partnerschaft bis hinein in die individuellen Lebensentwürfe.«⁷⁰ Wie weit dieser Wandel reichte, zeigt beispielsweise ein Blick in die Musik-Kultur, in der eine deutliche Steigerung des Tempos bei Aufführungen zu beobachten ist, z. B.:

»Beethoven nahm sich als Dirigent bei der Uraufführung seiner Eroica für das Stück 60 Minuten Zeit; Bernstein 150 Jahre später, ebenfalls in Wien, nur mehr 53 Minuten und zwanzig Sekunden. In New York, der eindeutig schnelleren Stadt, nahm er sich dann nur

⁶⁵ Vgl. W. SCHIVELBUSCH, Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert, (1977) ⁴2007.

⁶⁶ Vgl. RIFKIN (s. Anm. 16), 187.

⁶⁷ Vgl. aaO 148.

⁶⁸ Vgl. aaO 149.

⁶⁹ KASTEN (s. Anm. 13), 133.

⁷⁰ SAFRANSKI (s. Anm. 58), 216.

mehr 49 Minuten und 30 Sekunden Zeit [...]. Den Rekord hält Michael Gielen, der 1987 aus der *Eroica* in [...] 43 Minuten eine Ode an die Schnelligkeit gemacht hat.«⁷¹

8. Schließlich bahnt sich mit der Computer-Technologie ein »revolutionärer Wandel in der Zeitorientierung« an, der mit der Einführung der Uhrenzeit vergleichbar sein dürfte.⁷² Vor allem ist die neue »computime« »die endgültige Abstraktion der Zeit und ihre völlige Trennung von menschlicher Erfahrung und den Rhythmen der Natur«.⁷³

Das zeigt ein rascher vergleichender Blick auf eine herkömmliche Uhr mit Ziffernblatt und eine digitale Uhr mit ihren stetig wechselnden Zahlen:

»Das Ziffernblatt der Uhr ist eine Analogie des Sonnentages, ein Anerkennen, dass wir Zeit als kreisförmig bewegt wahrnehmen, entsprechend der Erdumdrehung. Auf der analogen Uhr kann man sehen woher die Zeit gekommen ist und wohin sie geht. Die Stellung der Zeiger auf dem Kreis liefert einen Bezugspunkt für Vergangenheit wie Zukunft.

Die Computerzeit hingegen ist unabhängig von Natur und Dauer. Eine digitale Uhr zeigt Zahlen in einem Vakuum. Zeit, die weder an den Tagesrhythmus noch an die Vergangenheit oder Zukunft gebunden ist.«⁷⁴

Hier kommt eine Ausdehnung der Gegenwart anschaulich zum Ausdruck, die sich z. B. in der permanenten Überflutung mit Informationen, aber auch ständiger Erreichbarkeit äußert.⁷⁵

Das die Epoche der Uhrzeit bestimmende lineare Denken wird durch die Computer in eine vernetzte Struktur überführt. Aus dem spätestens seit der industriellen Produktionsweise geltenden »Mach schneller« wird ein »Mach gleichzeitig«.⁷⁶

Die neue Zeitstrukturierung prägt zunehmend den Arbeitsmarkt, vor allem im Bereich qualifizierter und damit gut dotierter Tätigkeiten: »Es sind nicht mehr die Pünktlichen, die im Berufsleben Karriere machen. Es sind die Flexiblen, die mit Beförderung, Einkommens- und Statusgewinnen rechnen können.«⁷⁷ Dem entsprechen strukturelle Veränderungen: »War die uhrenfixierte Industriegesellschaft eine vor allem von Arbeitsteilung, Hierarchie und Herrschaftswissen geprägte Taktwelt, so ist das digitale Dasein eine Zeit und Raum, Kommunikation und Kooperation entgrenzende, flexible und vernetzte Welt.«⁷⁸

⁷¹ GEISSLER, *Zeit* (s. Anm. 6), 139.

⁷² Vgl. RIFKIN (s. Anm. 16), 23f.

⁷³ AaO 27.

⁷⁴ AaO 134f.

⁷⁵ Vgl. KASTEN (s. Anm. 13), 114f.

⁷⁶ Vgl. LERSCH / GEISSLER / GEISSLER, *Zeit* (s. Anm. 2), 57.

⁷⁷ AaO 54.

⁷⁸ AaO 58.

Das äußert sich in einem zunehmenden Ineinander von Arbeits- und Lebenszeit, wobei die Corona-Pandemie die damit gegebene Tendenz zur Arbeit im Home-Office verstärkte. Zum einen wird sie als Erleichterung erfahren, insofern etwa Fahrzeiten entfallen sowie berufliche und familiäre Tätigkeiten besser miteinander zu verbinden sind. Zum anderen droht aber eine berufliche Überforderung, insofern früher klare Arbeitszeiten verschwinden und sich – etwa in Verbindung mit Einsparungen – deutlich höhere zeitliche Belastungen für die Erwerbstätigkeit ergeben. Dazu kommt eine zeitpragmatische Konsequenz.⁷⁹ Eine entscheidende Voraussetzung für den sich gegenwärtig vollziehenden Wandel ist die »Allzeitpräsenz«⁸⁰ von Computern. Sie und die mit ihr gegebenen Kommunikationsmöglichkeiten sind grundsätzlich ständig verfügbar und lediglich durch das »On« bzw. »Off« der Benutzer*innen beschränkt. Zeittheoretisch ermöglichen sie »einen Zeitverdichtungsschub von bisher unbekannter Intensität und Breitenwirkung«. ⁸¹ Es gibt von der Computer-Zeit »keine Auszeiten mehr, keine Zeiten der Unerreichbarkeit.«⁸²

Die Allzeitpräsenz erreichte in Deutschland 2007 auch das Fernsehen. Seitdem stellen die von den Sendern angebotenen Mediatheken die Sendungen rund um die Uhr zum Empfang zur Verfügung, teilweise sogar vor dem im immer noch bestehenden, traditionell an der Uhrzeit ausgerichteten Programm-Ausstrahlung.⁸³ Damit wurde auch der früher übliche Sendeschluss abgeschafft.⁸⁴

Die neue Zeitverdichtung begegnet alltagsweltlich in vielfachem Multitasking, das nicht selten Gefährdungen mit sich bringt. So ist das Telefonieren während des Lenkens eines Automobils mittlerweile weit verbreitet. Doch vervierfacht ein solches Verhalten selbst bei Verwendung einer Freisprechanlage die Unfallziffer, weil es die Reaktionszeit des Fahrers / der Fahrerin erheblich reduziert. Die Risikosteigerung eines solchen Multitaskings entspricht etwa der Erhöhung des Blutalkoholgehalts von 0,8 Promille bei Alkoholgenuss.⁸⁵

Die bereits mehrfach angedeuteten Konsequenzen aus dieser neuen Computer-Zeit für die Lebensgestaltung fasst Geißler komprimiert in dem Typus des »Simultanten«, einer heute verbreiteten Lebensform, zusammen:

»– Simultanten bemühen sich immerzu und überall, mehrere Aufgaben gleichzeitig zu erledigen. Ihre Maxime heißt: ›Fixer, dichter, mehr!‹ Ihr Motto: ›Alles, gleichzeitig und sofort.«

⁷⁹ Vgl. GEISSLER, *Zeit* (s. Anm. 6), 217.

⁸⁰ AaO 177.

⁸¹ Ebd.

⁸² M. MECKEL, *Das Glück der Unerreichbarkeit. Wege aus der Kommunikationsfalle*, 32007, 133.

⁸³ Vgl. GEISSLER, *Zeit* (s. Anm. 6), 112.

⁸⁴ Vgl. aaO 220.

⁸⁵ Vgl. aaO 195.

- Erreichbar sind sie – in den allermeisten Fällen elektronisch – jederzeit und an jedem Ort. Sie bevorzugen für sich und ihre Geräte den Zeitmodus des Stand-by und den des On-demand.
- Zu Hause sind Simultanten im Unterwegs des ort- und zeitlosen Netzes. Dort kennen sie sich besser aus als in ihrem Stadtteil.
- Sie vermeiden verbindliche und langfristige Festlegungen, wo immer es möglich ist. Sie kennen weder feste und regelmäßige Arbeitszeiten. Flexibilität ist ihr ein und alles.«⁸⁶

9. Der knappe Durchgang durch das Verständnis von Zeit, das im jeweiligen Zeitmessen seinen praktischen Niederschlag fand, eröffnet ein breites Spektrum. Nach langer Orientierung an naturalen und kosmischen Rhythmen konstruierten Menschen mit verschiedenen Arten von Uhren Formen der Zeitmessung, die zunehmend unabhängiger hiervon wurden. An die Stelle kosmisch vorgegebener, zirkulärer Rhythmen trat der selbst gewählte und mechanisch konstruierte Takt der Uhrzeit. In Verbindung mit technischen Erfindungen wie der Dampfmaschine, der Gas-Laterne, der Eisenbahn und schließlich des Automobils führte diese Unabhängigkeit von naturalen Rhythmen neben einem neuen Zeittakt zu einer wachsenden Beschleunigung auch der alltäglichen Lebensvollzüge.

Durch die Etablierung des Computers als grundlegender Kommunikations- und zugleich Zeit-Maschine nehmen Abstraktion von vorgegebenen Zeit-Rhythmen und Erweiterung der Lebensmöglichkeiten noch einmal sprunghaft zu. Allerdings sind die mit dieser Effizienzsteigerung verbundenen Probleme und Gefährdungen des menschlichen Lebensraums, die bereits in der linearen Zeittaktung durch die Uhr ihren Ursprung haben, mittlerweile unübersehbar.

Zugleich sind dem Menschen Zeit-Rhythmen endogen. Am deutlichsten tritt dies wohl im regelmäßigen Schlafbedürfnis zu Tage. Dessen Missachtung führt schnell zu Unwohlsein, Krankheit und schließlich Tod. Auch die Abfolge der Lebensalter ist hier zu nennen. Sie kann durch kurative Medizin und am Juvenilitätsideal orientierte Präparate etwas verzögert bzw. verzerrt, aber nicht aufgehoben werden.

III. Christliche Perspektiven

Bereits beim vorhergehenden, kulturgeschichtlich ausgerichteten Durchgang war mehrfach kirchlicher Einfluss auf das Zeitverständnis begegnet: die grundlegende Einteilung der Zeit in »vor Christus« und »nach Christus«; die Einführung der Räderuhr und damit einer nicht mehr natural oder kosmisch gebundenen Zeit in den Klöstern des frühen Mittelalters. Dazu kommt bis heute dem Sonntag jedenfalls in Deutschland besondere Bedeutung zu – seit 1919 genießt er sogar Verfassungsrang. Im Folgenden soll der christliche Blick auf Zeit erwei-

⁸⁶ AaO 189.

tert werden. Kann von da aus Hilfestellung gewonnen werden, die ver-rückten Zeiten der Gegenwart zurechtzurücken?

1. Grundlegend für das Zeitverständnis der biblischen Autoren ist die Einsicht, dass Erde und Leben einen Anfang und ein Ende haben: Dies kommt zum einen in den beiden Schöpfungserzählungen zum Ausdruck, mit denen die Bibel beginnt. Die erste Schöpfungserzählung gibt einen Einblick in die Entstehung der Erde, wobei ein kosmologischer Horizont (»Himmel«, Gen 1,1) am Anfang steht. Als erstes schafft Gott Licht und damit den Wechsel von Tag und Nacht. In diesen Zeit-Rhythmus wird Gottes Schöpferhandeln selbst eingezeichnet (Gen 1,31).

Zum anderen ist Leben begrenzt. Das impliziert bereits die Wortwahl der zweiten Schöpfungserzählung, in deren Mittelpunkt die Erschaffung der Menschen steht. Demnach erschafft Gott Adam aus »Staub« (hebräisch: 'āfār), also einem vergänglichen Material. So konstatiert Konrad Schmid: »Dass die Menschen sterben müssen, ist nach Genesis 2–3 nicht das Resultat von Strafe für Schuld, sondern Teil von Gottes ursprünglicher Schöpfung.« Und er fügt hinzu: »Problematisch ist nicht der Tod an sich, sondern die Möglichkeit des Unsterblichwerdens, die der Baum des Lebens offeriert.«⁸⁷

Überlagert wurde diese Einsicht später von der paulinischen harmatologischen Deutung des Todes als der »Sünde Sold« (Röm 6,25), wobei der den Apostel hier bestimmende eschatologische Horizont⁸⁸ oft ausgeblendet wurde. Die Schöpfungserzählungen bezogen sich dagegen auf das irdische Leben. Dieses und damit Zeit werden als Gaben Gottes verstanden, die dem Menschen begrenzt anvertraut sind.

Zum Schöpferhandeln Gottes gehörte auch das Ruhen am siebten Tag (Gen 2,2f.). Nicht Beschleunigung, sondern Aufhören stehen also am Anfang des Lebens. Dazu tritt eine Zukunftsoffenheit, die bei Gottes Selbstpräsentation gegenüber dem Mose begegnet. Gott stellt sich ihm – nach Ex 3,14 – in großer »Zeitoffenheit«⁸⁹ vor: »Ich werde sein, der ich sein werde.« Er bestimmt sich also wesentlich durch zukünftige Zeit und Ereignisse. Dass dies nicht einfach zu verstehen ist, zeigt sich bereits in der wirkmächtigen griechischen Übersetzung in der Septuaginta:

»Ich bin, der ich bin«. »Damit wird die religiös motivierte dynamische, an Ereignissen orientierte Zieloffenheit Jahwes vom philosophisch motivierten statischen, letztlich Zeit negierenden Seinsbegriff der griechischen Metaphysik entschärft und so dieser ihre eigentümliche Dynamik genommen.«⁹⁰

⁸⁷ K. SCHMID, *Theologie des Alten Testaments*, 2019, 279.

⁸⁸ Vgl. F. HAHN, *Theologie des Neuen Testaments II*, 2002, 406.

⁸⁹ W. ACHTNER / S. KUNZ / T. WALTER, *Dimensionen der Zeit. Die Zeitstrukturen Gottes, der Welt und des Menschen*, 1998, 144.

⁹⁰ Ebd.

2. Die schöpfungstheologische Begründung von Zeit findet sich auch in der konkreten Zeitsetzung wieder, die Israels Lebensrhythmus bis heute bestimmt und in mancherlei Hinsicht auf die christlichen Kirchen ausstrahlt: dem Sabbat. Nach Ex 16,22–26 entdecken die Israeliten den Sieben-Tages-Rhythmus mit dem Sabbat als letztem Tag auf ihrer Wüstenwanderung weg von Ägypten.⁹¹

Eine philologische Beobachtung macht auf die Weite des hinter dem Sabbat stehenden Zeitverständnisses aufmerksam: »schabat bedeutet zunächst einfach ›aufhören, nachlassen‹ ... In der Wendung schabat min- wird es verwendet im Sinne von ›mit etwas aufhören‹«⁹². So bezeichnet »schabbat« zunächst »eine festgelegte Ruhepause von unterschiedlicher Dauer«:⁹³

»– bezogen auf den siebenten Tag: Lv 23,3; Dtn 5,14; Ex 20,10; 31,15; 35,2;

– bezogen auf Feste: Pessach Lv 23,6; 11,15; Rosch ha-schana Lv 23,24; Jom kippur Lv 23,32; Sukkot Lv 23,39;

– bezogen auf das Sabbatjahr: Lv 2,4.«⁹⁴

Dieses »Aufhören« ist – wie erwähnt – theologisch bereits in der ersten Schöpfungserzählung begründet, nach der Gott selbst am siebten Tag ruhte und somit diesen Tag segnete (Gen 2,3). Martin Buber kommentiert den darin begründeten, fundamentalen Rhythmus: »Und dieses Ruhigwerden, diese Befriedung der Schöpfung ist als gleichmäßig durchs ganze Jahr und durch alle Jahre der Weltzeit laufender Rhythmus gedacht.«⁹⁵ Ganz grundlegend geht es hier – und dann auch im Joweljahr (Lev 25,8–17.23–25) – um »die Bewahrung der ökologischen und ökonomischen Bedingungen der von JHWH geschenkten Freiheit.«⁹⁶ Dem entspricht, dass in die Pause des Sabbats auch die abhängigen Arbeiter und Sklaven sowie die Tiere eingeschlossen werden. Ein Zurecht-Rücken der Zeiten erfordert demnach ein rhythmisches Pausieren. Dieser aus heutiger Perspektive wichtige Impuls ging den Christ*innen bald verloren.

3. Anfänglich begingen an Christus als Auferstandenen glaubende Jüdinnen und Juden weiter den Sabbat als Ruhetag. Doch das änderte sich mit dem Hinzutreten von Anderen. Wie bei der Beschneidung wurden sie nicht gezwungen,

⁹¹ Vgl. K. BIEBERSTEIN, Vom Sabbat und Siebten Tag zum Sabbat am Siebten Tag. Zur Vorgeschichte des christlichen Sonntags (in: U. ROTH / H.-G. SCHÖTTLER / G. ULRICH [Hg.], Sonntäglich. Zugänge zum Verständnis von Sonntag, Sonntagskultur und Sonntagspredigt, 2003, 15–29), 16.

⁹² E. SPIER, Der Sabbat (Das Judentum 1), ²1992, 11.

⁹³ Ebd.

⁹⁴ AaO 12; zu der vielfältigen Auslegungsgeschichte in Halacha und Haggada vgl. aaO 21–75.

⁹⁵ M. BUBER, Moses (in: DERS., Werke Bd. 2. Schriften zur Bibel, 1964, 9–230), 96.

⁹⁶ SPIER (s. Anm. 92), 21.

den Sabbat zu halten, um zur Gemeinde zu gehören.⁹⁷ Eine Zeitlang feierten Christ*innen dann Sabbat und Herrentag nebeneinander. So heißt es in der Apostolischen Konstitution, einer Kirchenordnung des 4. Jahrhunderts: »Den Sabbat und den Herrentag verbringt in Festfreude, weil der eine das Gedächtnis der Schöpfung, der andere dasjenige der Auferstehung ist.«⁹⁸ Doch wurde dies mit der staatlichen Durchsetzung des Herrentags als Tag des *Sol invictus* unter Konstantin beendet. Um 350 warnte Cyrill von Jerusalem: »Jesus der Christus hat dich endgültig davon [sc. vom Sabbat, C. G.] befreit. Stehe ab von jeder Beobachtung des Sabbat.«⁹⁹

Abgesehen von kleineren Gruppierungen, die versuchten, den Sabbat als Ruhetag beizubehalten, rückte der Besuch des Gottesdienstes am Sonntag in das Zentrum kirchlichen Lebens. Die Arbeitsruhe galt nur dieser Zusammenkunft. Ansonsten warnten vor allem die Reformatoren vor Müßiggang.

»Für Lutheraner wie für Calvinisten waren alle Tage gleich. Es konnte nun nicht mehr darum gehen, ob der Sonntag den Sabbat ablöse und ersetze – der Sabbat galt als abgetan. Die gottesdienstliche Feier rückte noch mehr als bisher schon in den Mittelpunkt. Um sie zu ermöglichen, hatte die Arbeit zu bestimmten Zeiten zu ruhen.«¹⁰⁰

Im deutschen Sprachraum¹⁰¹ entdeckten erst in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts Theologen wieder das ökologische Potenzial des Sabbat-Konzepts. So mahnte der Alttestamentler Hans Walter Wolff 1971 in einer Predigt:

»Die Gemeinde muß in unserer neuen Zeit neue Bräuche entwickeln, allein und in der Gemeinschaft, damit unsere Umwelt mehr mitbekommt von der Vergegenwärtigung schon geschenkter Freiheit, von der Freude an der Schöpfung, von der Hilfe für besonders Geplagte, von der Sinnlosigkeit des pausenlosen Durcharbeitens und von diesem Vorspiel endgültiger, völliger Freiheit.«¹⁰²

Den aktuellen politischen Diskurs nahm 1985 Jürgen Moltmann auf: »Es ist in der ökologischen Krise der modernen Welt notwendig und an der Zeit, dass sich auch das Christentum auf den Sabbat der Schöpfung besinnt.«¹⁰³

Den vielleicht interessantesten Impuls zu einer Neuentdeckung des Sabbats, und zwar jetzt für die digitalisierte Welt, entwickelte der US-amerikanische Journalist und Medienwissenschaftler William Powers. Angesichts der hoffnungslosen Ruhelosigkeit durch die Smartphones und andere Geräte digitaler

⁹⁷ Vgl. zu entsprechenden Überlegungen und Regelungen in der Alten Kirche zusammenfassend aaO 110–114.

⁹⁸ Zitiert aaO 114.

⁹⁹ Zitiert aaO 118.

¹⁰⁰ AaO 123.

¹⁰¹ Vgl. zum puritanischen Sabbat in Britannien aaO 127–129.

¹⁰² Zitiert aaO 131.

¹⁰³ Zitiert aaO 133.

Kommunikation empfiehlt er einen »Internet Sabbath«. Sehr anschaulich schildert er die damit verbundene Umstellung:

»That first Saturday morning, we woke up in a place that looked just like home but seemed altered in some hard-to-express way. It was as if we'd landed on another planet where the aliens had built a perfect replica of our life, but it was just a stage set and we knew it. Something wasn't right. When you've been in screenworld for a long time, you really lose touch with the third dimension. The rooms were so still and silent, everything in them frustratingly inert and noninteractive. I could feel my mind crawling the surfaces of things, looking for movement, novelty, feedback.«¹⁰⁴

Tatsächlich macht Powers eine neue Erfahrung: »We could just be in one place, doing one particular thing, and enjoy it.«¹⁰⁵ Durch den Internet-Sabbat erkennt er seine Abhängigkeit von »external stimuli«. Er resümiert selbstkritisch: »It was a false life, a life less true to our nature as human beings and to the real purpose of family.«¹⁰⁶

4. Im Neuen Testament eröffnen die Berichte über Jesu Auftreten, Wirken und Geschick eine weitere zeitliche Dimension. Demnach präsentierte Jesus besonders in seinen Gleichnissen eine »transzendente Zeit«, nämlich die der Gottesherrschaft. »Wichtig ist dabei die verborgene Ankunft des Gottesreiches im ›Hier und Jetzt‹ der Gegenwart Jesu. Die volle Gottesherrschaft ist zukünftig-transzendent, aber sie ist ›nahe herbeigekommen.«¹⁰⁷

Vor allem in den Erinnerungen an die Heilungen durch Jesus wird die damit gegebene Dynamik anschaulich und greifbar. Der Glaube eröffnet den Heilung-Suchenden eine neue Zukunft, die jetzt bereits gegenwärtig wird.¹⁰⁸ Doch wird damit der auch ihnen bevorstehende Tod nicht abgeschafft.

Es bleibt also insgesamt »die Spannung zwischen dem Bewusstsein der Erfüllung und der nie aufgegebenen eschatologischen Erwartung«¹⁰⁹ bestehen. Sie wird durch die Botschaft von der Auferweckung Jesu bekräftigt, aber nicht aufgehoben. Im Lauf der Zeit verschiebt sich allerdings der Akzent »von der Naherwartung zur Stetserwartung«¹¹⁰. Konkret äußert sich das in der späteren Generation von Jesu Nachfolger*innen in der Mahnung zur Geduld (s. Jak 1,3).¹¹¹

¹⁰⁴ W. POWERS, *Hamlet's BlackBerry. A Practical Philosophy for Building a Good Life in the Digital Age*, 2010, 227.

¹⁰⁵ AaO 229.

¹⁰⁶ AaO 230.

¹⁰⁷ ACHTNER / KURZ / WALTER (s. Anm. 89), 156.

¹⁰⁸ Vgl. W. HUBER, *Die Spannung zwischen Glauben und Lehre als Problem der Theologie* (in: G. PICT [Hg.], *Theologie – was ist das?*, 1977, 217–246), 222.

¹⁰⁹ J. FREY, *Art. Zeit/Zeitvorstellungen II. Biblisch 2* (RGG⁴ 8, 2005, 1804f), 1804.

¹¹⁰ AaO 1805.

¹¹¹ Vgl. M. THEUNISSEN, *Negative Theologie der Zeit*, 1991, 327.

Gemeinsam ist diesen Zeit-Vorstellungen, dass Zeit eine Gabe Gottes ist und nicht vom Menschen selbst gemacht wird. Allerdings trat dies im Laufe der Kirchengeschichte zunehmend zurück. Schon die erwähnte staatliche Einrichtung des Sonntags unter Kaiser Konstantin wies in eine andere Richtung. Sowohl der im Sabbat liegende Impuls zur Ruhe als auch die Ausrichtung auf eine nicht menschengemachte Zukunft wurden in kirchliche Ordnungen transformiert, die über Jahrhunderte das Leben der Menschen bestimmten. Nicht zuletzt in der Reformation förderte die Angst vor Müßiggang einen Aktivitäts-Impuls, der die spätere Entwicklung hin zur uhrgesteuerten Zeit und zur kapitalistischen Wirtschaftsform vorbereitete. Die Ruhe als Grundlage und Ziel der Schöpfung geriet aus dem Blick.

5. Christliche Vorstellungen prägen bis heute nicht nur im europäisch-amerikanischen Kulturraum die Strukturierung des Jahres. Dies gilt vor allem für die beiden allerdings erst im 4. Jahrhundert terminlich fixierten Hochfeste Weihnachten und Ostern, die mit ihren Vorbereitungszeiten, Advents- und Passionszeit, weit ausgreifen:

Geschickt wurde das Fest von Jesu Geburt auf den im heidnischen Römischen Reich gefeierten Tag des Sonnengottes datiert. Damit schloss es zugleich an einen wichtigen Rhythmus des Jahres an, insofern dieser am Beginn der wieder länger werdenden Helligkeit am Tag platziert ist. Dass deshalb Licht – bis heute – eine große Rolle beim Begehen dieses Festes spielt, liegt auf der Hand. Der durch den Kerzenschein gegebene Hell-Dunkel-Kontrast begegnet nicht nur in den Kirchengebäuden, sondern seit Längerem auch in den familiären Wohnungen und Häusern. Schon der Rückgriff des Festes auf zwei sehr unterschiedliche biblische Texte, nämlich im Matthäus-Evangelium der genealogische Anschluss an die Heilsgeschichte und bei Lukas die »dogmatische« Lösung des Geburtsproblems¹¹², eröffnet eher Interpretationsspielräume, als dass es der Deutung eine eindeutige Richtung weist.

Auch das Osterfest ist in den überkommenen kosmischen Rhythmus platziert, insofern es – in den westlichen Kirchen – auf den ersten Sonntag nach dem Vollmond datiert ist, der auf die Tages- und Nachtgleiche zu Frühlingsbeginn folgt. Die heute noch zahlreichen Bezugnahmen auf Fruchtbarkeit, etwa in Form der sog. Ostereier, und auf kreatürliches Leben, etwa im Bild hoppelnder Osterhasen, weisen auf die Verhaftung in naturalen Rhythmen hin. Demgegenüber tritt die Auferstehung Christi als Bezugspunkt bei den meisten heutigen Menschen zurück bzw. ist vergessen.

Zwar ist die Bedeutung der besonderen Rolle wachsender Helligkeit bei beiden Festen in einer Gesellschaft reduziert, die Nächte beliebig erleuchtet. Auch

¹¹² M. MORGENROTH, Weihnachts-Christentum. Moderner Religiosität auf der Spur, 2002, 61.

die theologischen Inhalte – Inkarnation und Auferstehung – haben für die meisten Menschen an Bedeutung verloren bzw. sind bedeutungslos. Matthias Morgenroth fasst Beobachtungen zur heutigen Feierpraxis zusammen: »Das Weihnachts-Christentum ist keine Glaubens-, sondern eine Stimmungsreligion.«¹¹³ Dies dürfte auch auf das Osterfest zutreffen. Und Kristian Fechtner konstatiert festtheoretisch: »Nicht die Feier, sondern das Feiern ist wichtig. In diesem Sinn wird das spätmoderne Fest selbstbezüglich. Es bezieht sich nur noch auf sich selbst als Ereignis für die Beteiligten.«¹¹⁴ Es sind heute Festzeiten, in denen Menschen eine besondere Stimmung erwarten und dafür symbolische Handlungen vollziehen.¹¹⁵ Diese reichen vom gegenseitigen Beschenken über das Aufstellen eines Baums im Wohnzimmer bis zum Verstecken und Suchen von Schokoladeneiern. Gewiss sind die heutigen Feiern des Weihnachts- und des Osterfests in hohem Maß kommerzialisiert – und deshalb werden die Menschen auch immer früher darauf mit entsprechenden Angeboten in Supermärkten u. ä. eingestimmt. Auf jeden Fall rhythmisieren aber diese beiden Festzeiten, seit Längerem durch Schulferien sozial breit abgestützt, jedes Jahr von neuem und beziehen damit das Alltagsleben auf natural-kosmische Rhythmen.

6. Christliches Zeitverständnis erscheint auf den ersten Blick natural und kosmisch bestimmt – und damit gegenüber dem formalisierten Verständnis von Uhr- und Computerzeit aus der Zeit gefallen. Doch greift dies zu kurz. Denn Natur und Kosmos werden als Schöpfung Gottes bestimmt. Und diese Perspektive bekommt gegenwärtig neue Aktualität. Sie macht nämlich darauf aufmerksam, dass alles menschliche Hantieren sich auf Voraussetzungen bezieht, die (vor)gegeben und nicht selbst hergestellt sind. Sie implizieren Kreisläufe, in die nicht beliebig eingegriffen werden kann, ohne diese selbst zu zerstören. Das auf Beschleunigung, Verbrauch und – damit verbunden – monetäre Gewinnmaximierung zielende Handeln heutiger Gesellschaften ist nicht auf Dauer zu stellen. Es negiert die Endlichkeit der Erde als vorgegebener Schöpfung und gefährdet so die Zukunft des Lebens auf der Erde. Mit dem Glauben an Gott als Schöpfer ist die Einsicht in die eigene Endlichkeit und damit die Notwendigkeit eines Aufhörens – entgegen dem Immer Mehr heutiger Wirtschaftsweise – gegeben.

¹¹³ AaO 145.

¹¹⁴ K. FECHTNER, *Im Rhythmus des Kirchenjahres. Vom Sinn der Feste und Zeiten*, 2007, 56.

¹¹⁵ Vgl. MORGENROTH (s. Anm. 112), 147.

IV. Handlungsorientierende Perspektiven

Ein Zeitverständnis und Umgang mit Zeit, die weiteres Leben auf der Erde ermöglichen, werden Räume eröffnen müssen, in denen Menschen die Eigen-Rhythmik des Lebens erfahren können und sich so – theologisch formuliert – ihrer Geschöpflichkeit bewusst werden. Dass es sich hier um eine grundsätzliche Neuorientierung handelt, geht aus der sich langen Entwicklungen verdankenden Formalisierung von Zeit hervor. Sie ist seit etlichen Jahrhunderten primär und zunehmend auf Reichweitereinerweiterung ausgerichtet, wozu wesentlich Beschleunigung gehört. Der bereits in der ersten Schöpfungserzählung präsen- te Gesichtspunkt des Aufhörens, nachdrücklich jedem Menschen durch die Be- grenztheit seiner Lebenszeit eingeschrieben, ist im Alltag weithin vergessen.¹¹⁶

Dagegen weist Hartmut Rosa in seiner kritischen Analyse heutiger Gesell- schaft, die die technische Beschleunigung, die Beschleunigung des sozialen Wan- dels und des individuellen Lebenstempos umfasst,¹¹⁷ auf das widerständige Phä- nomen der Resonanz hin: in der Natur, in der Ästhetik und in der Religion. Sie ermöglichen bis heute Menschen, in »Resonanz« zu ihrer Um- und Mitwelt zu treten, die jenseits des Studentaktaktes der Uhr und der Allpräsenz der Computer liegt.¹¹⁸ Von daher verdienen einige Formen christlichen Lebens heute besondere Beachtung – nicht zuletzt auf Grund ihres Zusammenhangs mit dem für Leben grundlegenden zyklischen Zeitrhythmus. Abschließend seien exemplarisch eini- ge genannt:

1. Traditionell nahmen Christ*innen den für menschliches Leben grundle- genden Tag-Nacht-Rhythmus im Morgen- und Abendgebet auf. Dabei macht es kirchentheoretisch nachdenklich, dass hier – außer in Klöstern – der Bereich der Familie eine hervorragende Bedeutung hat. Vor allem der Übergang vom Tag zur Nacht ist eine »liturgische Schlüsselszene«¹¹⁹. Jede*r, der / die kleine Kinder beim Einschlafen begleitet, erfährt dies immer wieder von Neuem. Von daher ist es erstaunlich, dass in der gegenwärtigen kirchlichen Praxis dem Morgen- und vor allem Abendgebet so wenig Aufmerksamkeit geschenkt wird.

Christoph Morgenthaler machte durch seine empirische Untersuchung der Ge- staltung des Übergangs vom Tag zur Nacht in Schweizer Familien mit kleinen Kindern auf die Verbreitung und vielfältige Gestaltung entsprechender Rituale auf-

¹¹⁶ Vgl. eindrücklich H. WELZER, Nachruf auf mich selbst. Die Kultur des Aufhörens, 2021.

¹¹⁷ Vgl. H. ROSA, Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik, 2012, 190–196.

¹¹⁸ Vgl. hierzu grundlegend H. ROSA, Resonanz. Eine Soziologie der Weltbeziehung, 2016.

¹¹⁹ CH. GRETHLEIN, Die Zeiten ändern sich. Der Umgang mit der Zeit in der Post- moderne als Herausforderung für die pastorale Tätigkeit (PTh 101, 2012, 472–488), 485.

merksam.¹²⁰ Durch die Trennung der Schlafräume von Erwachsenen und Kindern sowie die im 19. Jahrhundert beginnende Praxis des Erzählens von Geschichten – seit den 1950er-Jahren spricht man von »Gute-Nacht-Geschichten« im eigentlichen Sinn¹²¹ – ist hier eine besondere Zeit am Abend entstanden. Sie wird – nach gewissen Ausdünnungen in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts – offenkundig seit den 1990er-Jahren wieder vermehrt durch Rituale gefüllt.

»Ratgeberliteratur, Hilfsmittel wie Gebetsbücher, Bilderbücher und Tonbänder, aber auch Kurse, Säuglings- und Erziehungsberatung brachten den Eltern das Thema »Rituale« vermehrt nahe.«¹²²

In der Analyse entsprechender, videografiertes Vollzüge in Familien konstatiert Morgenthaler: »In der Abfolge der Generationen wird das kirchlich definierte Abendgebet allmählich zum Abendritual.«¹²³ Dieses erfordert Zeit und Ruhe. Es ist – theologisch gesehen – ein Kommunikationsgeschehen mit dem Grund unseres Lebens und damit auch unserer Zeit, das sich der Unterordnung unter menschengemachte Zeittakte entzieht. Das Beten als eine besondere, umgreifende Kommunikationsform passt sehr gut in dieses Ritual.

»Der Betende schließt die Augen und wendet sich nach innen, adressiert jedoch zugleich ein Draußen mit dem Ziel, eine intensive Verbindung zwischen beiden spürbar werden zu lassen.«¹²⁴

Eine Voraussetzung für das Abendritual ist das Still-Werden und Sich-Verabschieden von dem, was sonst wichtig erscheint, einschließlich dem Smartphone und der mit ihm verbundenen Dauererreichbarkeit. Bei der Vorbereitung zum Beten kann das Achten auf den eigenen Atem als Grundrhythmus menschlicher Zeit hilfreich sein.

2. In binnenkirchlicher Perspektive kommt dem Wochenrhythmus mit dem Gottesdienst am Sonntagvormittag große Bedeutung zu. Allerdings ist unübersehbar, dass die Partizipation an ihm stetig nachlässt. Lapidar konstatiert die »Kirchgangstudie 2019« der Liturgischen Konferenz: »Der klassische agendari-sche Gottesdienst erscheint [...] als Zielgruppengottesdienst, der nur für einen Bruchteil der Kirchenmitglieder attraktiv ist.«¹²⁵ Selbst in den römisch-katholi-

¹²⁰ CH. MORGENTHALER, *Abendrituale. Tradition und Innovation in jungen Familien* (PThE 116), 2011; vgl. auch K. SCHORI, *Kinder in Familienritualen. Zur kindlichen Erfahrung von Religion in rituellen Prozessen* (PThE 99), 2009, v. a. 49–76.

¹²¹ MORGENTHALER (s. Anm. 120), 19.

¹²² AaO 233.

¹²³ Ebd.

¹²⁴ ROSA, *Resonanz* (s. Anm. 118), 441.

¹²⁵ Liturgische Konferenz (Hg.), *Kirchgangstudie 2019. Erste Ergebnisse*, 2019, 1; s. ausführlicher CH. GRETHLEIN, *Gottesdienst in Deutschland – im Umbruch* (ZThK 118, 2021, 122–140).

schen Diözesen Deutschland kommen in der Regel sonntags weniger als zehn Prozent der Kirchenmitglieder in die Messe, obgleich dies nach CIC 1247 für sie verpflichtend ist.

In zeittheoretischer Sicht besteht ein Problem heutiger Sonntagsgottesdienste darin, dass diese, in der linearen Zeit eingetaktet – etwa von 9.30 bis 10.30 Uhr –, die biblische Dimension der einen ganzen Tag umfassenden Ruhe nur sehr eingeschränkt aufnehmen. Die Fixierung auf die Predigt bzw. das »Wort Gottes« in der reformatorischen Tradition forcierte diese Entwicklung noch.

Dagegen führen in der evangelischen Kirche heute Reformvorschläge zur »Sonntagskirche« weiter, wie sie Uwe Becker und Jürgen Rinderspacher konkretisieren:

»Errichtung einer komplexen und vernetzten öffentlichen sonntäglichen Infrastruktur, die mit vielfältigen Angeboten, von der Meditation und dem Gottesdienst, der Beratung für pflegende Angehörige oder für die Partnerschaften im Trennungskonflikt, sportlichen und kulturellen Aktivitäten bis hin zu einem – für die Verweilkultur nicht unerheblich – einladenden Sonntagessen den unterschiedlichen sozialen Gruppen zugänglich ist.«¹²⁶

Es wird erprobt werden müssen, ob und ggf. wo ein solches Konzept der Sonntagsfeier im Wochenrhythmus heute realisierbar ist. Theologisch kann dabei die Erinnerung hilfreich sein, dass die Gemeindeversammlungen der ersten Christen »in unkultischen Formen«¹²⁷ stattfanden. Ein Seitenblick auf die Praxis des Kindergottesdienstes, die zunehmend den traditionellen Stundentakt verlässt und seltenere Treffen über längere Zeiträume hin präferiert,¹²⁸ gibt hierzu weitere Anregungen.

Dazu kann der erwähnte Vorschlag von William Powers zum »Internet Sabbath« auf den Sonntag übertragen werden und so auch den Familien helfen, Ruhe vom allgemeinen Trubel zu finden.

Auf jeden Fall ist es wichtig, Räume zu eröffnen, in denen die nicht in getaktete Zeit überführbare Pause realisiert werden kann, die bereits Gott bei der Schöpfung in Anspruch nahm und im Sabbat lange Zeit ihre Form fand.

3. Die naturale Prägung des Jahres ist jedes Jahr zyklisch zu erleben. Dies nehmen die Menschen im Wechsel der Kleidung ebenso auf wie in Veränderungen der Alltagsgestaltung, etwa beim Spaziergang oder bei eventuellen sportli-

¹²⁶ U. BECKER / J. RINDERSPACHER, Die Sonntagskirche (in: ROTH / SCHÖTTLER / ULRICH [s. Anm. 91], 134–147), 143.

¹²⁷ P. WICK, Die urchristlichen Gottesdienste. Entstehung und Entwicklung im Rahmen der frühjüdischen Tempel-, Synagogen- und Hausfrömmigkeit (BWANT 150), 2003, 363.

¹²⁸ Vgl. R. MASCHWITZ, Niemals nebenher. Kindergottesdienst im Wandel: Wo Hauptamtliche fehlen, fehlen bald auch Ehrenamtliche (Zeitzeichen 2006 H. 5, 47–49), 47.

chen Aktivitäten. Mit Weihnachten und Ostern sind – wie erwähnt – zwei wichtige Daten kirchlicher Zeitstrukturierung nach wie vor allgemein präsent.

Allerdings drohen kommerzielle Interessen den Aspekt der Ruhe bzw. Resonanz, der mit den Feiern verbunden werden könnte, zu verdrängen. Vielleicht am deutlichsten wird dies an den tiefgreifenden Veränderungen in der Adventszeit. Ursprünglich eine Fastenzeit ist sie heute eher durch hektische Einkaufsunternehmungen als durch Besinnlichkeit geprägt.

Zunehmend lässt sich allerdings beobachten, dass zur Partizipation einladende Formen wie gemeinsames Advents- und Weihnachtslieder-Singen auf einem öffentlichen Platz Zuspruch finden. Hier kann an Erfahrungen mit Großchorprojekten zu Musicals angeknüpft werden, wie sie wissenschaftlich Jonathan Kühn beschrieb.¹²⁹ Bereits Manfred Josuttis machte auf das Potenzial des gemeinsamen Singens im Sinne von »Identifikationsekstase« aufmerksam.

»Wie zum Singen immer ein Stück Selbstvergessenheit gehört, so mündet im Gemeinschaftsgesang die ekstatische Ausdrucksform in die Identifikation mit der Gruppe. Entsprechend sinkt der Anteil an gegenständlich-rationalen Sprachinhalten zugunsten der Expression von Gefühlen, Ängsten, Erwartungen.«¹³⁰

Dabei kann das gemeinsame Singen einen Vorlauf in Proben haben, durch die es zu einer »Verzahnung von Alltag und Fest«¹³¹ kommt.

Auch bieten mittlerweile Materialien im Internet vielfältige Möglichkeiten zu einer – im Wortsinn – besinnlichen Festvorbereitung.

4. Weiter eröffnet der dem menschlichen Leben inhärente Zeitablauf Möglichkeiten zu einem zeitweiligen Ausstieg aus den ver-rückten Zeiten. Schon seit Längerem ist allerdings – wie ein Blick in Werbe-Annoncen oder auf Titelblätter von Illustrierten zeigt – eine Reduktion des Altersspektrum unübersehbar. Bereits 1953 beobachtete Romano Guardini:

»Das Altwerden wird zurückgeschraubt, und es entsteht das Idealbild des Menschen, der immer zwanzig Jahre hat, bei Männern wie bei Frauen – ein ebenso törichtes wie feiges Geschöpf. Auf der anderen Seite geht das Kind verloren, und an seine Stelle tritt der kleine Erwachsene, ein Geschöpf, in welchem die inneren Quellen zum Versiegen gebracht werden. Beides aber bedeutet eine Verarmung des Lebens.«¹³²

¹²⁹ J. KÜHN, Klanggewalt und Wir-Gefühl. Eine ethnographische Analyse christlicher Großchorprojekte (PThE 157), 2018.

¹³⁰ M. JOSUTTIS, Praxis des Evangeliums zwischen Politik und Religion. Grundprobleme der Praktischen Theologie, 1974, 167.

¹³¹ J. KÜHN, Christliches Singen im Menschenmeer: intensiv und nachhaltig (in: P. BUBMANN u. a. [Hg.], Gemeinde auf Zeit. Gelebte Kirchlichkeit wahrnehmen [PThE 160], 2019, 102–105), 105.

¹³² R. GUARDINI, Die Lebensalter. Ihre ethische und pädagogische Bedeutung, (1953) 152008, 60.

64 Jahre später wird diese Diagnose soziologisch bestätigt:

»[...] Jugendlichkeit als kulturelles Muster wird für alle Altersstufen attraktiv und dominant. Dabei enthält der singularistische Lebensstil der neuen Mittelklasse nachgerade eine innere Affinität zur Jugendlichkeit. Ein kulturelles Muster von (moderater) Jugendlichkeit prägt ihren aktivistischen Lebensstil, der einen Anspruch auf Selbstverwirklichung und ›Offenheit‹ erhebt, in Freizeit und Beruf nach neuen Erfahrungen strebt, der urban ist und sich durch erheblichen körperlichen Bewegungsdrang auszeichnet. In der juvenilisierten Spätmoderne ist das Gegenteil von Jugendlichkeit nicht mehr die erwachsene Reife, sondern Ältlichkeit.«¹³³

Diese Tendenz ist mit einer Abwertung anderer Lebensalter, die noch oder nicht mehr so leistungsfähig erscheinen, verbunden. Kinder und Alte werden aus dem alltäglichen Leben an besondere Orte segregiert: KiTas oder Alters- und Pflegeheime. Zugleich steigt der Anteil alter Menschen an der Gesamtbevölkerung – als Resultat niedriger Geburtenrate und gleichzeitiger Verlängerung der durchschnittlichen Lebensdauer – auch in Deutschland steil an. Besonders krass kommt die altersmäßige Fixierung in der Verdrängung von Sterben und Tod zum Ausdruck.¹³⁴

Kirchliche Handlungen wie die Bestattung – und eventuell anschließende Trauer-Gruppen – stehen solchen Ver-rückungen der Zeiten entgegen. In Form von Hospice- und Palliativ-Care entstanden in den letzten Jahrzehnten Gegenbewegungen, die auch christlich begründet wurden. So handelte die Begründerin der Hospizbewegung, Cicely Saunders, bewusst in der »Nachfolge Christi«¹³⁵. Allerdings stirbt nach wie vor die große Mehrzahl der Menschen in Krankenhäusern, also Einrichtungen, die schon durch ihre ökonomische Struktur auf exklusiv kurative Medizin und damit Lebensverlängerung ausgerichtet sind.

5. Auf eine Mischung zwischen natural-biografisch begründeten und in der linearen Zeit festgelegten Einteilungen und Rhythmen beziehen sich Projekte, die unter der Rubrik »Gemeinde auf Zeit« erfasst werden.¹³⁶ Dabei leitet ein vierfaches heuristisches Raster die Auswahl:

- »1. Sie [sc. die Gemeinde auf Zeit, C. G.] weist eine konkrete Örtlichkeit auf. Sie bildet einen (Er-)Lebensraum, in dem sich die Beteiligten (zeitweise, situativ-punktuell) bewegen, in dem sie agieren oder auf den sie sich beziehen.
- 2. Die Praxis ist als kirchliches Geschehen identifizierbar und beruht auf personaler Präsenz und Interaktion. [...]

¹³³ A. RECKWITZ, *Die Gesellschaft der Singularitäten. Zum Strukturwandel der Moderne*, 2017, 337f.

¹³⁴ Vgl. CH. GRETHLEIN, *Sterben und Tod – Teil des Lebens*, 2022, 109–163.

¹³⁵ Vgl. M. HOLDER-FRANZ, *Cicely Saunders – Entdeckungen bei einer Palliative Care Pionierin* (PTh 106, 2017, 422–433), 426.

¹³⁶ Vgl. einführend und grundlegend P. BUBMANN u. a. (s. Anm. 131).

3. Der gemeindlich-gemeinschaftliche Charakter des Geschehens wird (symbolisch) zur Darstellung gebracht und findet seinen Niederschlag auch in den Deutungen der Beteiligten.

4. Gemeinden auf Zeit haben ein organisiertes Setting. [...]«¹³⁷

Schon seit Beginn der Kirchengeschichte gab es – neben den genannten Einteilungen des Tages, der Woche und des Jahres – jeweils besondere Zeiten, die sich unterschiedlichen Dimensionen der Kommunikation des Evangeliums verdankten: »Zeiten der Evangelisierung (z. B. Bibelwochen) und des gemeinsamen Zeugnisses (z. B. bei Synoden), Zeiten des Lernens (z. B. die Phasen des altkirchlichen Katechumenats vor der Osternacht oder heute der Konfirmandenzeit), Zeiten des Helfens (Notzeiten) und Zeiten für das Erleben der Gemeinschaft (Feste und Feiern).«¹³⁸ Heute stellen z. B. die im Zwei-Jahres-Rhythmus stattfindenden Deutschen Evangelischen Kirchentage solche »Gemeinden auf Zeit« dar.¹³⁹ Neben hier(für) entwickeltem Liedgut beeindruckten sie in den letzten Jahrzehnten besonders durch die »Feierabendmahle«.¹⁴⁰ In ihnen erlebten viele Menschen eine Aus-Zeit, die ihnen neue Impulse für den Alltag gab.¹⁴¹

6. Die ver-rückten Zeiten entstanden als Befreiung bzw. Negierung von naturalen und kosmischen Rhythmen. Die lineare und damit gut berechenbare Zeit ermöglichte präzise soziale Kontakte. Ihre Verbreitung erhielt nicht von ungefähr aus den Klöstern und deren Gemeinschaften wichtige Impulse. Doch führt die von konkreter Sozialität abstrahierende, durch Beschleunigung und ökonomisches »Immer Mehr« geprägte Bewegung in eine offenkundig fatale, letztlich suizidale Situation. Die im Glauben an den Schöpfer sowie die Hoffnung auf Gottes Kommen begründete christliche Lebensform enthält Potenzial für wichtige Korrekturen.

Grundsätzlich ist es von daher wichtig, die eigene Praxis aus zeittheoretischer Perspektive kritisch zu überprüfen. Dazu legt sich eine Rückbesinnung auf die grundlegenden naturalen und kosmischen Rhythmen nahe. Tag und Nacht, Wochen- und Monatsrhythmus, Jahreszyklen sowie die dem menschlichen Leben inhärente Altersstruktur kommen so in den Blick. Das Innehalten im Gebet am Übergang zur Nacht, der Internet-Sabbat, gemeinsames Singen

¹³⁷ P. BUBMANN / K. FECHTNER / B. WEYEL, »Gemeinde auf Zeit« – Einleitende Bemerkungen zu einem kooperativen Forschungsprojekt (in: BUBMANN u. a. [s. Anm. 131], 7–15), 12.

¹³⁸ P. BUBMANN, Die Zeit der Gemeinde als gemeindetheoretische Kategorie (in: BUBMANN u. a. [s. Anm. 131], 52–62), 59.

¹³⁹ Vgl. grundlegend H. SCHROETER, Kirchentag als vor-läufige Kirche (PThE 13), 1993.

¹⁴⁰ Vgl. hierzu grundlegend G. KUGLER (Hg.), Forum Abendmahl, 1979.

¹⁴¹ Vgl. CH. GRETHLEIN, Abendmahl feiern in Geschichte, Gegenwart und Zukunft, 2015, 187–190. 222–224.

in den Fest(vorbereitungs)zeiten, die Begleitung von Menschen am Ende ihres Lebens in der Hospizbewegung sowie Projekte der »Gemeinde auf Zeit« sind einige konkrete Beispiele für daraus resultierende Praxis. Sie können Menschen resonant machen für das jenseits von Uhr- und Computerzeit liegende Wirken Gottes und so – in Gemeinschaft mit Anderen, die ähnliche Erfahrungen machten – zu einer neuen Lebensform, nämlich der christlichen, führen.¹⁴² Diese steht in deutlichem Kontrast zu der des ruhelosen »Homo simultans« (s. II.8.).

Summary

Life is shaped by natural and cosmic rhythms. However, cultural and technical developments have seen their temporal patterns replaced by the ticking of clocks and, more recently, superseded by computers. While this opens the way for economic growth, the resulting ecological and human problems cannot be overlooked. Time then for these »moved« times to be recalibrated. The Christian insight that time is a gift from God offers practical pointers in the form of evening prayers, the internet Sabbath, time of reflection before sacred celebrations, and the hospice movement.

Schlagworte: Computer-Time; Gebet; Resonanz; Sabbat; Uhren; Zeit

Prof. Dr. Christian Grethlein
 Professor emeritus für Praktische Theologie
 an der Evangelisch-Theologischen Fakultät
 der Universität Münster

¹⁴² Vgl. hierzu CH. GRETHLEIN, *Christliche Lebensform. Eine Geschichte christlicher Liturgie, Bildung und Spiritualität*, 2022.